Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 29 (1925-1926)

Heft: 10

Artikel: Gottfried Keller: Anekdoten

Autor: A.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668959

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gottfried Keller=Unekdoten. *)

Von A. V.

Gottfried Keller auf Seelisberg.

Das Hotel Sonnenberg auf Seelisberg beherbergte seit dem 5. Juli des Jahres 1889 den Dichter Gottfried Keller.

Das Post= und Telegraphenbureau, das zwei Fräulein und ein Postbote besorgten, bestand sich damals in der Vorhalle des Hotels. Für den Telegraphenverkehr war ein kleines Vorzimmer eingerichtet, welches vom Bureau durch eine Gitterwand abgetrennt war und den Schalter für die Aufgabe der Depeschen enthielt. Dieses Vorzimmer diente den Gästen oft als Schreibzimmer, da zu den eigentlichen Schreibslalons eine etwas beschwerliche steinerne Treppe hinaufsührte. Diese Treppe war es, die unser Dichter hauptsächlich zu umgehen suche. Er hielt sich daher sehr oft im Vorzimmer auf und las in einer Sosaecke seine Zeistungen.

Eines Tages trafen hohe Geistliche aus Rom ein, die sich für einige Tage als Gäste im Sonnenberg angemeldet hatten. Der damalige

*) Wir vertreten die Ansicht, daß Gottfried Keller, soweit er sich in der Anekdote spiegelt, dem Volke ge-höre und nicht den Gelehrten, da diese sich ihm gegenüber nur ausnahmsweise an der Anekdotenbildung be-teiligten, während er im Verkehr mit dem Mann aus dem Volke sich in seiner bollen Eigenart und unge= hemmt durch Rücksichten auf seine literarische Persön-lichkeit aussprechen und benehmen konnte. Demnach ist es durchaus nicht zulässig, an alle Keller-Anekdoten einen aesthetischen Maßstab anzulegen und zu verlangen, sie müßten alle geistreich sein und auf der Höhe stehen, auf welcher sich Keller als Dichter, Briefschreiber und Kritifer bewegt. Nach unserer Ansicht kann jede Anskbote, sofern sie den Stempel des Erlebten auf weist, dazu beitragen, das Bild dieses bedeutenden Mannes zu beleben und zu vertiefen. Erscheint er da und und dort einmal drollig oder gar fleinlich, so hat seine Charaktergröße, wie sie in vielen Anekdoten zum Außdruck gelangt, dafür gesorgt, daß diese Eindrücke nicht als entscheidend im Gedächtnis des Lesers haften bleiben. Alber auch von ihm darf das Wort gelten: Nichts Menschliches ist mir fremd! Er darf getrost von dem Piedestal, das die Literaturhistoriker und Aestheten ihm errichtet haben, herabsteigen und unter uns wandeln, so wie er gelebt hat. Die folgenden Anekbötchen spie= len sich ebenfalls im Wirtshaus, genauer im Gasthof ab, ohne daß Gottfried Keller deshalb als "Weinkeller" erschiene. (Übrigens heißt es schon bei Bächtold: "Und was für ein Erzähler war G. A. auch hinter dem Wirts= tijch! Im Vordringen gemütlich humoristischer Sachen einsach unvergleichlich.") Sie stammen zum Teil aus der Feder einer Dame, die unsern Dichter während seines Aufenthaltes in Seelisberg als Postfräulein be-diente. In ihrer Trockenheit dürften sie echt kellerisch sein, eher als wenn man sie mit dem Ol des Aestheten gesalbt, oder mit geistreichelnden Taschenspielerkünsten versehen hätte, wie sie gewisse Berliner Kritiker und ihre Nachbeter in der Schweiz verüben.

Hotel-Direktor wollte diesen geistlichen Würsbenträgern einen ganz besondern Empfang bezeiten und befahl dem Hotelpersonal, diese Monsignori aufs ehrerbietigste zu grüßen und zu bedienen.

Auch den Postangestellten wurde dieser Auftrag erteilt. Der eifrige Direktor ging selbst mit einem silbernem Teller an den Postschalter und befahl den Postsräulein, daß alle Briefsachen und Telegramme an diese Herren auf diesem Teller zu überreichen seien; ferner habe man diese Herren mit "Erzellenz" anzureden und es sei vor ihnen eine Verbeugung zu machen.

Nun entgegnete ihm eines der Postfräulein: "Das sehlte noch! Wir sind im Lande Tells und sollen uns wieder vor einem Geßlerhut beugen! Aus dem gibt's nichts; wir sind eidgenössische Angestellte und unsere Devise heißt: Sin jeder wird behandelt wie alle, und alle wie ein jeder."

Der Direktor hob erbost ob dieser Einrede den Zeigefinger und sagte im Fortgehen: "Das wollen wir dann sehen."

Nun aber trat der Dichter zum Schalter; vom Schreibstübchen aus hatte er diesen Vorfall mitangehört und rief dem Postfräulein in seinem Zürcher Dialekt zu: "Das händ Sie aber brav gmacht; die Antwort häd mer gfalle. I will dänn aber luege, wer vo euch Meister wird."

Sein Freund Arnold Böcklin kam dazu und unter herzlichem Lachen erzählte ihm Keller das Borkommnis.

Nun wußten die Postfräulein den Dichter auf ihrer Seite und waren froh darüber.

Am folgenden Morgen, als die Monfignori sich im großen Saal beim Frühstück zusammen= fanden, überbrachte das Postfräusein, das dem Direktor widersprochen hatte, Telegramme für die hohen Gäste. Es trat mit freundlichem Gruß an ihren Tisch und übergab dieselben ohne Silberteller und ohne Knix.

Beim Ausgang des Saales traf das Fräulein den Dichter mit seinem Freunde Arnold Böcklin. "Sie händ eidgenössisch grüezt", bemerkte Keller, und als die Pöstlerin bereits die halbe Treppe hinunter war, rief er ihr zu: "Das isch dänn nüd schön vo Ihne, daß sie so abe hüpfed, und lönd mi do obe so hilsslos stoh uf dere böse Stäge." Das Fräulein kehrte zurück, bot dem Dichter den Arm, und er meinte darauf vergnügt: "es gaht viel besser sälbander." Im Bestibül angelangt, wollte das Fräulein sich auf sein Bureau zurückziehen. Der Dichter aber protestierte und sagte: "Es häd no meh Stäge bis uf Terrasse abe, sie mün halt jetz de ganz Wäg mit mer mache."

Dieser Aufforderung wurde vom Postfräulein willig nachgelebt. Auf der Terrasse angefommen, spielte die Kurkapelle des Dichters Lied: "D mein Heimatland." (Das hat sehr wahrscheinlich sein Freund Böcklin angeregt). Gottfried Keller dankte nun recht freundlich dem Postfräulein für die Begleitung und fügte hinzu: "Ich han aber doch no e chli meh übercho as wie eueri Devise lutet: "Einem so viel wie allne."

Nun kam mit dem 19. Juli des Dichters 70ster Geburtstag. Er wurde herrlich geseiert. Das Post= und Telegraphenbureau hatte an seine Adresse eine große Anzahl Glückwunsch= telegramme, sowie Postpakete in Empfang zu nehmen.

Der Dichter war in ernster, seierlicher Stimmung und blieb, da er sich nicht wohl fühlte, auf seinem Zimmer bis gegen Mittag. Sein Freund Arnold Böcklin nahm Depeschen und Bostsendungen für ihn in Empfang und bat alle, die dem Dichter nahen wollten, ihn nicht zu stören.

Die vielen Postpakete wurden durch den Hotelier und Freunde des Dichters geöffnet, in einem Salon des Grand-Hotel Sonnenberg auf einem prächtig geschmückten Gabentisch angeordnet.

Als das Fest vorüber war, verlangten die Postfräulein vom Dichter die Unterschrift für die an seine Adresse eingelausenen Postpakete. Wie waren sie erstaunt, als er rundweg erwisderte: "Das tuen ich nöd, i cha doch nüd wüsse, ob ich das Züg do alles übercho han, wie's igschribe isch."

Die Postfräulein verwiesen auf seinen Freund Arnold Böcklin und den Hotelier, zeigten ihm sogar die sorgsam aufbewahrten Pastetumhüllungen. Alles half nichts, Gottfried Keller blieb bei seiner Aussage: "Das tuen ich nöd."

In ihrer Not gingen die Postfräulein zum Hotelier, der zugleich Posthalter in Seelisberg

war, und dieser gab dann seine Unterschrift für den Empfang der Postssendungen an die Adresse des Dichters.

Kaum war im Postbuch unterschrieben, ging Meister Gottfried zum Schalter, verlangte das Buch und sagte: "Ich will jetz doch unterschribe; ich weiß ja, daß ihr mi nöd bschummlet händ."

Die Fräulein erwiderten ihm, daß dies nun nicht mehr nötig sei, der Hotelier habe für ihn unterzeichnet; da lachte er aus vollem Herzen und sagte: "Ich han bis jetz immer glaubt, ihr seied do Meister; jetzt händ ihr euch dänn doch no büge müesse."

"Jo, aber vor eme=n= Eidgenoß", lachte sie, "und do isch es freiwillig gscheh."

Es war also eine nochmalige Probe gewesen, welche die Selbstherrlichkeit des Postfräuleins ein wenig demütigen sollte, und sie war dem Dichter auch völlig gelungen.

Gottfried Reller als Tierfreund.

Ein großer Hund, obwohl kein Bernharbiner, Barry genannt, der dem Hotelier gehörte, war sehr anhänglich an eines der Postfräulein, weil sie ihm ein krankes Bein gepflegt hatte. Er hielt sich daher, ganz ohne ihr Wissen, häusig in der Nähe des Postbureaus auf, was die Kurgäste mehrmals zu Klagen veranlaßte.

Der Dichter hörte eines Tages eine junge Dame am Schalter sich äußern, daß es nicht erlaubt sei, den Hund hierher zu locken, er gehöre an die Kette ins Hundehaus in der Laube.

Nun aber schloß der Dichter mit Barry Freundschaft und holte ihn in die Schreibstube; Barry legte sich zu seinen Füßen und fühlte bald, daß man ihn hier in Ruhe ließ. "Wänn's dänn der Einte oder der Andere nöd rächt isch, Barry, daß du mit mer bisch, so chnurre mer sie ebe dänn zämme a", meinte der Dichter zu Barry.

Sein guter Instinkt.

Im Juni 1846 nahm Keller laut "Traumsbuch" am kantonalen Schützenkeit in Wintersthur teil, bei welcher Gelegenheit er einen Schaffhauser Juristen ohrseigte. Dessen nachsherige demagogische Umtriebe veranlaßten Kelsler, dieser Kemiszenz die Worte beizufügen: "Ich hatte doch einen guten Instinkt damals, und ich segne den Wein, dem widerlichen Ohrseigengesicht sein Kecht angedeihen zu lassen. Feig war er auch, denn er ist stärker als ich und ließ sich doch prügeln."

Lafonifch.

Der in tragischer Weise aus dem Leben geschiedene herzensgute Pfarrer Oskar Brändligab am gesprächigen Stammtisch unter Kollegen und Freunden wiederholt folgendes Erlebniszum besten. Noch erinnere ich mich, wie er dabei eine breite Lache aufschlug — um mich eines Ausdrucks Meister Gottsrieds zu bedienen — und am Schluß bekräftigend mit beiden Hänsben auf die Kniee niederpatschte:

"Endlich waren meine verschiedenen Prüfungen glücklich überstanden, und ich durfte den Lohn und die Krone meiner theologischen Beflissenheit, das pfarrherrliche Diplom als junger Student auf der Zürcher Staatsschreiberei unterzeichnen lassen. Die größte Freude aber bereitete mir die Aussicht, bei diesem Anlaß mit Gottfried Keller, dem berühmten Staatsschreiber, ein paar Worte tauschen zu können. Wußte ich doch, welch ein prächtiger Mensch und gottvoller Erzähler er war! Daß die Unterhaltung sich auf neun Worte beschränken würde, stellte ich mir trotz einer gewissen Bescheidenheit, die mir eigen war, allerdings nicht vor. Sie siel wirklich recht einseitig und sachlich aus.

Als ich aus dem Wartezimmer durch die vom Weibel geöffnete Tür auf des Dichters Pult zuschritt, wo er sichtlich in eine Arbeit vertieft war, fragte er mich freundlich:

"Was wänd Sie?"

Als er mir das von ihm unterzeichnete Diplom aushändigte, sagte er nicht minder herzaewinnend:

"Do händ Sie!"

Und als ich ihm endlich, auf irgend einen Glückwunsch oder Derartiges wartend, einen Augenblick wortlos gegenüberstand, hieß es, insem er zum Abbruch der Unterhaltung blies:

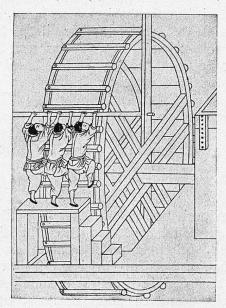
"Jetz gönd Sie."

Keller durfte kurz angebunden sein, und ich zürnte ihm keineswegs; denn er hatte mir damals schon mehr gesagt als irgend einer unter den Lebenden."

Tretmühlen.

Von F. M. Feldhaus.

Die Sorge um die Verwendung großer Sklavenmassen im Altertum ließ keinen Kaum für die Anwendung kraftsparender Maschinen. Wollte man einen schweren Stein aufrichten,



Tretrad in China, um 1725.

eine Phramide erbauen, dann brauchte man nur Sklaven, Seile und ein paar Kundhölzer. Denn man schaffte die Steinlast zuerst einen fünstlichen Sügel hinauf, den man zu diesem Zweck aufgeschichtet hatte, und dann kippte man den Stein vom Sügel herab, so daß er senk-recht stand. Auch die Phramiden wurden mit Silse schräger Erdanschüttungen gebaut. War eine Steinlage fertig, dann erhöhte man den schrägen Weg, dis man schließlich eine Erdanschüttung hatte, die dis zur Spitze der Phramide führte. Nach der Fertigstellung schaufelte man die Erde beiseite.

Aus Griechenland und Kom haben wir die ersten Nachrichten von Kraftmaschinen des Altertums. Der Techniker Philon aus Byzanz beschrieb ums Jahr 230 v. Chr. die hier abgebildete Trettrommel, die ein Wasserschöpfwerk anzutreiben hat. Und aus der römischen Kaisserzeit kennen wir einige Denkmäler von großen Bauten, auf denen gewaltige Treträder zum Heben von Steinen durch Flaschenzüge zu sehen sind.

Im Mittelalter, das keine Sklaven mehr zur Verfügung hatte, das aber auch in seinen Bauten bescheidener war als das Altertum, hören wir häufiger von Treträdern. Meist werden sie zum Betrieb von Mühlen verwendet, wenn kein Wasser vorhanden ist, und Gregor von Tours sagt ums Jahr 580, es sei ein